

AFFECTIVE SOCIETIES

More than a Feeling: Episode 1, Staffel 3

Moderation: Meike Haken (MH) und Alissa Geffert (AG)

Gäste: Maren Wirth (MW) und Laibor Kalanga Moko (LM)

AG: Kannst du uns zunächst etwas über deine Disziplin erzählen? Was macht ein Sozial- und Kulturanthropologe/eine Sozial- und Kulturanthropologin?

MW: Danke. Das ist eine wirklich komplizierte Frage. Ich denke, Sozial- und Kulturanthropologie ist eine der komplizierteren Disziplinen, die niemand wirklich versteht. Es ist auch für Student:innen der Sozial- und Kulturanthropologie ein Problem, ihren Eltern und Familien zu erklären, was sie eigentlich tun. Ich würde sagen, es ist eine empirische Sozialwissenschaft, die sich mit jedem Thema befassen kann. Das Besondere daran ist, dass es mehr um die Perspektive geht als um das Feld oder eine spezifische Methode. Man versucht, gesellschaftliche Themen als Ganzes zu analysieren und alle relevanten Aspekte zu betrachten, und auch wirklich zu verstehen, wie es für die Beteiligten ist, und nicht so sehr von außen. Ja, vielleicht so in etwa.

MH: Ihr reist zum Beispiel nach Tansania und sprecht dort mit Aktivist:innen. Könnt ihr kurz etwas über eure Rolle in dem Projekt sagen?

MW: Im Rahmen meiner Masterarbeit habe ich zusammen mit Laibor Feldforschung in Tansania durchgeführt. Ich war fünf Monate in Tansania und habe mit Menschen gesprochen, vor allem in ländlichen Gebieten und Dörfern. Ich habe über historische Fotografien geforscht, die während der Kolonialzeit aufgenommen wurden. Ich habe hauptsächlich Interviews geführt - foto-elizitierte Interviews mit ihnen über diese Gebiete.

MH: Kannst du vielleicht noch etwas mehr über deine erste Feldforschung in Tansania für deine Masterarbeit sagen? Was hast du dort gemacht? Beobachtungen oder...

MW: Das ist das, was ich gerade gesagt habe. Ich habe viele Interviews geführt, elizitierte Interviews, aber auch teilnehmende Beobachtung. Und ich denke, das ist die Hauptsache in der Sozial- und Kulturanthropologie, auch was sie zum Beispiel von der Soziologie unterscheidet, dass man diese Art von teilnehmender Beobachtung macht und versucht, sich in einen anderen Kontext einzufügen. Das kann sein, wenn man Aktivist:innen erforscht, dass man zu einer Demonstration geht, an einer Straßenblockade teilnimmt oder so etwas. Wenn man eine Generation oder so erforschen möchte, kann man wirklich auch physisch verstehen, wie die Dinge sind.

AFFECTIVE SOCIETIES

In Tansania habe ich versucht, im Dorf zu leben, um die Perspektiven der Menschen wirklich zu verstehen und auch die Sprache zu lernen, was wirklich schwierig war. Aber es war nicht wie eine typische ethnographische Feldforschung, bei der man in ein abgelegenes Dorf zu einer indigenen Gemeinschaft geht und dann deren Lebensweisen analysiert. Es war mehr ein politisches Thema, wirklich über die Restitutionsdebatte zu diesen Fotografien, über Kolonialismus zu sprechen. Und außerdem war ich zusammen mit Laibor dort.

LM: Das hat viel Spaß gemacht.

MW: Ich habe auch ein Huhn, tatsächlich besitze ich ein Huhn in Tansania.

MH: Ich denke, du hast einen sehr interessanten Punkt angesprochen. Vielleicht kann Laibor als Soziologe etwas dazu sagen, denn ich bin auch Soziologin. Wir haben auch die „focused ethnography“. Der Hauptunterschied, denke ich, ist, dass man keine so langen Feldaufenthalte hat und nicht in fremde Kulturen oder Gemeinschaften eintauchen muss. Meistens beobachtet man Gemeinschaften oder Gruppen, die der eigenen Kultur ähnlicher sind. Was würdest du dazu sagen, Laibor?

LM: Ja, das ist das Interessante an diesen beiden Disziplinen. Und du hast Recht. Mein Hintergrund ist die Soziologie, aber ich habe vorher an anderen Themen gearbeitet. Ich denke, die Ansätze sind unterschiedlich, und das ist sehr interessant. In der Soziologie haben wir dieses klar definierte Set von Methoden. Auch die Form der Gesellschaft, die wir erforschen, ist anders. Wenn du zum Beispiel Soziolog:in in Europa oder Deutschland bist, würdest du dich eher auf die moderne Gesellschaft, die moderne deutsche Gesellschaft konzentrieren. Das ist sehr anders als in der Anthropologie.

Ich denke, das ist ein großer Vorteil der Anthropologie, in dem Sinne, dass man die Möglichkeit hat, diese wirklich langfristige Feldforschung, Ethnographie im sehr traditionellen Sinne, durchzuführen. Ich denke, das gibt einem wirklich genug Zeit, dort zu sein, zu versuchen, die Dinge aus der Perspektive der Gesprächspartner:innen zu erfassen. Das ist sehr wichtig, besonders bei der Art von Forschung, die ich mache, wo man wirklich viel Zeit mit den Menschen verbringen muss. Man muss sie dazu bringen, die Fragen, das Thema zu verstehen.

Ich arbeite an der Schnittstelle von Kolonialismus, Materialität (in Bezug auf ethnographische Objekte) und Affekt. Es ist nicht einfach, aber man braucht wirklich genug Zeit, um in die Sichtweise der Gesprächspartner:innen einzutauchen. Als dekolonialer Ansatz aus der Anthropologie denke ich, dass Ethnographie etwas sehr Interessantes sein könnte, um moralische Konzepte, Theoriebildungspraktiken, Affekt und Reaktionen zu erfassen. Es ist

AFFECTIVE SOCIETIES

super interessant. Es ist nicht so, dass ich die Soziologie abwerte. Ich denke, Soziologie ist auch sehr wichtig. Aber die Methoden und Ansätze sind völlig unterschiedlich. In der Ethnographie hat man viel mehr Zeit.

MW: Ja, ich denke, das würde auch den Diskurs verändern. Vielleicht irgendwo anders mit dem "going native", das... Aber ich wollte auch hinzufügen, dass viele Dinge durch Zufall in der ethnographischen Feldforschung passieren. Man hat eine Situation, in der man mit jemandem spricht und beim Mittagessen ist, und dann kommt etwas auf. Man bewegt sich nie außerhalb dieses Modus des Forschens und Wissensgenerierens, und man ist wirklich offen für alles, was aufkommt. Das gibt einem auch die Flexibilität, sich wirklich auf die Perspektiven der Menschen einzulassen.

LM: Ja. Und wenn ich etwas hinzufügen darf, die Methoden sind wirklich nicht so streng. Man muss sich nicht an ein halbstrukturiertes Interviewformat halten. Man hat wirklich diese Offenheit, Dinge zu erfassen, wie sie in jedem Moment passieren. Ich denke, das ist ein interessanter Teil davon.

AG: Ihr sagt, dass ihr wirklich mit euren eigenen Affekten und Emotionen arbeitet. Es ist nicht nur eine Beobachtung. Wie würdet ihr beschreiben, wie ihr eure eigenen Emotionen und Affekte in der Situation nutzt?

LM: Ja, ich denke, das ist ein weiterer methodischer Vorteil, weil man wirklich Zeit hat, diese Art von Selbstreflexion zu machen. Man kann über die Situation, die Interviews, die Gespräche - formell und informell - nachdenken, die man führt, und über den eigenen Körperzustand oder die Reaktionen reflektieren. Ich denke, das ist ein großer Vorteil. Heutzutage ist es in der Anthropologie sehr üblich, dass Menschen auch diese Reflexion am Ende von allem, was man tut, machen, sagen wir in der Abschlussarbeit oder so. Es gibt diesen Raum, all das zu tun.

MH: Es klingt ein bisschen wie Autoethnographie, aber ich habe gelesen, dass die Sicht der Sozial- und Kulturanthropolog:innen auf Autoethnographie ein bisschen anders ist als das, was ich kenne. Ich kenne es als eine eher psychologische Methode zur Erforschung der eigenen Gefühle und der Gründe für diese. Aber wie Alissa sagte, könnt ihr auch Tagebuchschriften oder Memos verwenden, um zu reflektieren, welchen Einfluss eure Forscher:innengefühle auf die Ergebnisse und die Wahrnehmung haben.

MW: Ich würde vielleicht etwas dazu sagen, denn ich denke, es gibt eine kleine Verschiebung bei diesem Begriff oder der Vorstellung von Autoethnographie. Autoethnographie, wie sie entwickelt wurde, ist relevant für Menschen, die nicht die Kultur anderer erforschen,

AFFECTIVE SOCIETIES

sondern ihre eigene. Diese Art von Reflexion, so wie die Leute den Begriff der Ethnographie heutzutage verwenden, bezieht sich auch viel auf ihre eigenen Reflexionen. Aber ich würde sagen, dass das nicht immer unbedingt der Fall ist, dass dies tatsächlich Autoethnographie ist. Diese persönliche Reflexion über die eigene Position im Feld und auch die eigenen Emotionen ist seit langem ein notwendiger Teil der Forschung. Sie explizit zu machen, ist auch etwas, das hier viel gemacht wird, wie beim SFB mit den Emotionstagebüchern und all dem. Aber ich würde nicht sagen, dass es unbedingt Autoethnographie ist.

LM: Ja, und du hast Recht. Ich glaube nicht, dass ich Autoethnographie gemacht habe, denn der Ansatz ist wirklich anders. Ich versuche nicht, über mich selbst und meine Erfahrungen mit den ethnographischen Museen in Europa zu forschen, sondern eher das Thema anzugehen und die Perspektiven von Menschen aus meiner Gemeinschaft in den Vordergrund zu stellen, die nicht unbedingt die gleichen sind wie meine. Wir sind unterschiedlich. Ich komme aus der gebildeten Elite. Ich habe eine westliche Ausbildung erhalten, und das macht, denke ich, einen großen Unterschied zu meinen Gesprächspartner:innen in meinem Dorf oder in meiner Gemeinschaft.

Aber ich versuche wirklich, selbstreflexiv zu sein, auch weil ich denke, dass Forschung nicht nur darüber geht, wie Menschen oder Gesprächspartner:innen über etwas fühlen, an dem wir arbeiten, sondern auch, dass es uns persönlich beeinflusst. Um ein Beispiel zu geben, als ich zum ersten Mal das Berliner Ethnologische Museum besuchte, habe ich darüber reflektiert, weil es das erste Mal war, dass ich ein Museum besuchte, das Sammlungen aus einem kolonialen Kontext hatte, speziell Sammlungen aus meiner Gemeinschaft. Das hat mich wirklich beeinflusst. Ich konnte nicht glauben, dass es möglich war.

MH: Für das Publikum noch einige Informationen: Euer Forschungsgegenstand sind die Gefühlsordnungen der tansanischen Massai, und du selbst bist Massai. Nur um das, was du gerade gesagt hast, etwas besser zu verstehen. Es ist eine besondere Position, denke ich. Es könnte ein Vorteil sein. Gleichzeitig könnte es viel schwieriger sein, Teil dieser Gemeinschaft zu sein. Du hast bereits gesagt, dass du als Teil einer elitärereren Gruppe nicht auf der sozialstrukturellen Ebene in dieser Gemeinschaft bist,. Aber ich denke, es ist wirklich eine Herausforderung aus einer affektiven Perspektive, oder?

LM: Ja, es ist nicht einfach. Ich denke, ich würde den Begriff "halfi" verwenden - ich bin teilweise ein Massai, aber teilweise nicht, da ich in einem anderen Bildungssystem, westlicher Bildung, sozialisiert wurde. Und ich denke, das ist auch, wie es funktioniert, wenn ich meine Forschung in meiner Gemeinschaft durchführe. Es ist herausfordernd, dass andere aus meiner Gemeinschaft mich als Einheimischen betrachten, und so kann es irgendwie herausfordernd oder weniger technisch sein, bestimmte Themen anzusprechen. Zum

AFFECTIVE SOCIETIES

Beispiel, wenn mein Interesse darin besteht, unterschiedliche Verständnisse von ethnographischen Objekten aus dem Museum zu verstehen. Es ist nicht so, dass ich sie nicht kenne - ich kenne die Objekte, ich habe sie benutzt, ich benutze sie weiterhin, wenn ich im Dorf bin.

Das ist eine Erfahrung, die ich in meiner Forschung oft gemacht habe. Sie werden fragen: "Du kennst das, warum fragst du mich danach? Du hast das auch benutzt." Aber andererseits würden ältere Massai-Älteste, Männer und Frauen, das anders wahrnehmen. Sie könnten mich als gebildete Person betrachten, die irgendwie durch das Bildungssystem, das ich für eine lange Zeit durchlaufen habe, der Kultur entfremdet wurde. Und sie sind offener.

Es ist also ambivalent. Was wichtig ist, zumindest für mich als Forscher, ist, sich dieses doppelten Bildes bewusst zu sein, das ich als Forscher habe, der über seine eigene Gemeinschaft forscht. Um nun zu Affekt und Emotion zu kommen, denke ich, dass das auch interessant ist, weil mein Thema Kolonialismus und die Sammelaktivitäten in der Massai-Gemeinschaft betrifft. Ich kann mich davon nicht distanzieren, besonders weil ich vollständig Teil der Gemeinschaft bin, die vom Kolonialismus betroffen war oder ist.

Ich war schockiert, die Stücke im Museum zu sehen, genauso wie die Menschen, als ich ihnen die Informationen brachte, als ich ihnen Fotos von Objekten aus dem hiesigen Museum zeigte. Am Ende teilen wir also wirklich viel in Bezug auf Gefühle, Wut und all das. Aber als Forscher, der genau weiß, dass ich wirklich verstehen möchte, geht es nur um Positionierung. Ich kann trotzdem all dies tun und wirklich versuchen, die Dinge aus ihren Erfahrungen heraus zu verstehen.

MH: Ich denke, das sind gute Schlussworte. Lieber Laibor, liebe Maren, vielen Dank, dass ihr euch die Zeit genommen habt, uns von eurer Forschung zu erzählen, von eurem Besuch im Pitt Rivers Museum in Oxford, aber auch und besonders von euren emotionalen Erfahrungen bei der Forschung in und über *Affective Societies*.